

Conocida letrada de Iruñerria en la prensa alemana

Laura Perez Ruano es una conocida abogada de las causas perdidas, polemista y antimonarquica, que se despachaba de esta guisa en el Badische Zeitung de Freiburg (Baden-Wurtemberg)



Auf Kronprinz Felipe warten als König gewaltige Herausforderungen.

FOTOS: DPA/DAHMS/PRIVAT

Zeit für El Preparado

Am Donnerstag übernimmt Kronprinz Felipe von seinem Vater Juan Carlos den spanischen Thron

VON UNSEREM KORRESPONDENTEN
MARTIN DAHMS

Felipe de Borbón y Grecia, Kronprinz und von Donnerstag an König der Spanier, bekommt normalerweise nur Komplimente zu hören. Wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigt, rufen ihm die Frauen „Guapo!“ zu: „Schöner!“ Der groß gewachsene Sohn von König Juan Carlos und Königin Sofia nimmt die Rufe mit bescheidenem Lächeln entgegen. Als er sich am 31. Mai 2011 nach einer Preisverleihung in Pamplona einer jungen Frau näherte, die hinter einem Absperrgitter um seine Aufmerksamkeit warb, hatte er allen Grund, wie immer mit ein paar freundlichen Worten zu rechnen. Doch die Frau sagte: „Mit all meinem Respekt: Wenn Sie König sind, werden Sie genügend Anstand besitzen, aus demokratischen Erwägungen ein Referendum über Monarchie oder Republik vorzuschlagen!“

Laura Pérez Ruano erinnert sich noch sehr gut an jenen Tag vor drei Jahren, als sie den Prinzen mit ihrer Frage überraschte. „Alles geschah eher zufällig“, erzählt die 33-jährige Anwältin und Baskischlehrerin aus Pamplona. „Felipe hatte nicht den geringsten Verdacht, was ich ihm sagen würde.“ Spanien erlebte in jenen Tagen das erste Aufbegehren der Empörten. Am 15. Mai waren, aufgerufen über die sozialen Netzwerke, Zehntausende auf die Straße gegangen, um „Wahre Demokratie jetzt“ zu fordern – es war die Geburtsstunde der bis heute einflussreichen Protestbewegung 15-M. Zu deren Aktivistinnen gehört Pérez Ruano.

„Der 15-M bedeutete, über alles zu reden und alles infrage zu stellen“, erklärt sie. „Und die Monarchie war in Spanien jahrzehntlang ein Tabuthema. Das empörte mich: Dass man eine Monarchie nicht infrage stellen konnte, die uns von einem Diktator auferlegt worden ist.“ Deshalb nutzte sie die Gelegenheit des Prinzenbesuches in Pamplona, um mit Felipe ins Gespräch zu kommen. „Ich wollte, vielleicht näher, wie eine persönliche Verantwortung appellieren.“ Der Versuch misslang. „Wie du wissen wirst, liegt es nicht an mir, ein Referendum einzubringen“, antwortete der Kronprinz, der es gewohnt ist, seine Mitbürger zu duzen. Nach einem kurzen Hin und Her verabschiedete sich Felipe mit den Worten: „Auf alle Fälle hast du eine Minute des Ruhms gehabt.“

Laura Pérez Ruano nimmt dem Prinzen diese Taktlosigkeit nicht persönlich übel. Er sei während des kurzen Gesprächs „höflich und korrekt“ gewesen, findet sie. „Sein letzter Satz überraschte mich.“ Sie ahnte nicht, dass sie mit diesem Wortwechsel tatsächlich eine gewisse Berühmtheit erlangen würde: als mutige Streiterin für die Republik. Die Videoaufzeichnung der

Begegnung schaffte es zum Klick-Hit bei Youtube. Pérez Ruano findet das nicht so wichtig: „Es geht mir nicht darum, wie Felipe ist oder nicht ist, es geht mir nicht um die Person. Es geht um die Institution der Monarchie. Es geht um die Forderung nach mehr Demokratie.“

Als König Juan Carlos, seit gut 38 Jahren Inhaber des spanischen Thrones, am 2. Juni überraschend seine Abdankung erklärte, versammelten sich am selben Abend Zehntausende Menschen auf Spaniens Straßen und Plätzen, um – so wie Pérez Ruano – ein Referendum über den Fortbestand der Monarchie zu fordern. Nach einer Umfrage der Tageszeitung *El País* un-

terstützten rund zwei Drittel der Spanier diese Forderung. Die meisten wollen am Königtum festhalten – aber sie wollen gefragt werden. „Wir haben ein Demokratiedefizit“, findet Pérez Ruano. Dieses Gefühl teilen viele. Spanien erlebt seit Jahren nicht nur die schwerste Wirtschaftskrise seit Jahrzehnten, sondern auch einen rasanten Vertrauensverlust in alle Institutionen. „Ist in Deutschland nicht ein Minister zurückgetreten, weil er seine Doktorarbeit abgeschrieben hatte? Hier tritt niemand zurück“, sagt Pérez Ruano. „Hier sind alle unberührbar.“

Dass Felipe am Donnerstag unfreiwillig seinem Vater auf dem Thron nachfolgen wird, ist den Kritikern ein weiterer Beleg dafür, dass die Mächtigen ihre Angelegenheiten unter sich ausmachen. „Unglücklicherweise ist die Krone eine Institution

von vielen in einer im Allgemeinen undurchsichtigen, verkümmerten Demokratie von minderer Qualität gewesen“, schreibt der Politologe José Ignacio Torreblanca, „und keine, die eindeutig über den anderen und ihren Lasten stünde.“ Die Schwester des künftigen Königs wird verdächtigt, sich illegal an öffentlichen Geldern bereichert zu haben. Der scheidende König erwarb sich Meriten als einer der Wegbereiter der Demokratie, doch in der aktuellen Krise verstand er es nicht, sich zum Fürsprecher eines Volkes zu machen, das um seine Zukunft fürchtet – stattdessen ging er auf Elefantenjagd im Süden Afrikas. So, wie Juan Carlos die spanische Monarchie seinem Nachfolger hinterlässt, hat sie den Spaniern wenig zu bieten.

„Wie trostlos“, schrieb vor Kurzem der spanische Schriftsteller Andrés Trapiello über Juan Carlos. „Den ganzen Tag mit Motorrädern, Rennbooten, der Jagd, dem Fußball, wie ein gewöhnlicher Bauunternehmer.“ Sein Sohn Felipe hat alle Möglichkeiten, sich von seinem Vater abzusetzen. Das

Adjektiv, mit dem Juan Carlos am häufigsten beschrieben wird, ist „campechano“ – ungezwungen. Sein Sohn gilt dagegen als „preparado“ – vorbereitet. „Außerordentlich gut vorbereitet“ auf seine künftige Stellung sei Felipe, schreibt zum Beispiel der Präsident des Energiekonzerns Iberdrola, Ignacio Sánchez-Galán. So häufig wird das Wort benutzt, dass manche Felipe nur noch „El Preparado“ nennen.

So viele Spanier es auch gibt, die von den Lobeshymnen auf ihren nächsten König mittlerweile genug haben, umso mehr setzen große Hoffnungen auf Felipe. „Neulich sagte mir ein Taxifahrer: An dem Tag, an dem ich einen Spanier mit Universitätsabschluss finde, der Englisch und Französisch spricht,

der in den USA studiert hat und einen Master in Internationalen Beziehungen besitzt, der für seine Rolle erzo-gen worden ist, der am Abend ein Galadiner im Königspalast präsidiert und am nächsten Morgen ein Jagdflugzeug oder einen Panzer steuert – den Tag, an dem wir einen solchen Spanier finden, können wir vielleicht von der Republik sprechen.“ Die Anekdote erzählt der 26-jährige Phar-

maziestudent José Reboredo, der nach der Abdankung von Juan Carlos gemeinsam mit drei Freunden eine Facebook-Seite zur Unterstützung der Monarchie ins Leben rief, die innerhalb von zehn Tagen mehr als 20.000 Fans vereinte. „Wir sind diese weiße Flut von freien, glücklichen, zufriedenen Leuten, denen das Spanien gefällt, in dem wir leben – und die auf alle Fälle weiter innerhalb des Gesetzes und der Verfassung leben wollen“, sagt Reboredo. „Und dazu gehört es, sich für die Monarchie und den König und die Demokratie starkzumachen.“

Auch der fröhliche Reboredo sieht, dass Spanien in der Krise steckt. Doch um aus dieser Krise herauszufinden, brauche das Land keinen Systemwechsel, sondern eine Erneuerung der Institutionen. „Wir können nicht alle 40 Jahre das System ändern.“ Für ihn ist die Monarchie nicht Symbol eines möglichen Demokratiedefizits, sondern Symbol der Einheit – das sich mit dem Thronwechsel gerade erneuert, so wie es andere Institutionen auch tun sollten. Nun müsse Felipe „die Spanier für sich gewinnen, wie es sein Vater gemacht hat“.

Der 46-jährige Thronfolger steht vor gewaltigen Herausforderungen. Der Argwohn der Republikaner ist nur eine davon. Drängender ist die Sorge um die Einheit des Landes, das Felipe repräsentieren soll. Eine starke separatistische Bewegung in Katalonien will vom Rest des Landes und dessen König nichts mehr wissen. Felipe VI. wird in den nächsten Monaten nicht mehr nur Komplimente zu hören bekommen. Und er wird allen Takt der Welt brauchen, um seiner Rolle als Schlichter und Vermittler gerecht zu werden.



José Reboredo

Schwanger von einem Toten

Dank „Biological Will“ können in Israel Tote noch Kinder zeugen

VON UNSERER MITARBEITERIN
LISSY KAUFMANN

Als Chen Shavit vor knapp zwei Jahren schwanger wird, ist der Vater ihres Babys längst verstorben. Eran (Name geändert) war Jahre zuvor bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Die 42-jährige Chen hat ihn nie kennengelernt.

Heute krabbelt der einjährige Ori über den Teppich im Wohnzimmer von Chen in Rosh Ha'ayn, einem Städtchen rund 20 Kilometer östlich von Tel Aviv. Er hat dunkle Augen, seine schwarzen Haare ragen schon einige Zentimeter aus dem Kopf. „Erans Familie meint, er sehe ihm sehr ähnlich“, sagt Chen. Ori ist das erste Baby, das erst Jahre nach dem Tod seines Vaters in Israel gezeugt wurde und dessen Eltern sich nie persönlich begegnet sind.

Möglich wurde das dank der Arbeit der Anwältin Irit Rosenblum. Mit ihrer Organisation „mishpacha chadasha“ (Neue Familie) arbeitet sie an der Umsetzung ihres Anspruchs, allen Menschen zu einem Recht auf eine eigene Familie zu verhelfen.

Irit ist eine zierliche Frau mit blonden Haaren und einer auffälligen roten Brille auf der Nase. Ihr Blick ist wach, ihr Auftreten forsch. Selbst die Grenzen der Natur können diese Frau nicht aufhalten. Irit kämpft seit Jahren dafür, dass Männer und Frauen auch nach ihrem Tod noch Eltern werden können. Sie sieht sich als Philosophin, die mit ihrer Arbeit Traditionen und bisherige rechtliche Schranken durchbrechen will: „Ich glaube, dass der Tod noch nicht das Ende sein muss.“

Dafür hat sie den „Biological Will“ erfunden, eine Art Testament für den eigenen Körper, in dem Menschen festlegen können, was nach dem Tod mit ihren Keimzellen – also Eizellen und Samen – geschieht. Eran hat vor seinem Tod einen solchen Biological Will unterzeichnet – es war sein Wunsch, auf jeden Fall Vater zu werden, und sei es nach dem eigenen Tod.

Dass ausgerechnet Israel ein Vorreiter auf diesem Gebiet ist, kommt nicht von ungefähr. Kinder und Familie haben hier einen hohen Stellenwert. Laut einer OECD-Statistik aus dem Jahr 2009 haben Frauen

ge. „Ich wollte, dass mein Kind auch die andere Seite seiner Familie kennt. Meine Tante wusste das.“

Chen trifft sich mit Erans Eltern. Die erzählen viel über ihren Sohn, wie er war, welche Hobbys er hatte. Für Chen ist ganz wichtig, dass er ihr optisch ähnelt. „Ich bin eher dunkel und wollte, dass mein Kind nicht völlig anders aussieht als ich.“

Ihre Familie und ihre Freunde unterstützen sie bei der Entscheidung. Als klar ist, dass Chen die Mutter werden soll, beginnt der Kampf vor Gericht. Zusammen mit der Anwältin Irit Rosenblum und mithilfe des „Biological Wills“ belegen sie, dass Eran nach dem Tod noch ein Kind zeugen wollte. Diese Willenserklärung wird seit 2008 als rechtliches Dokument vor Gericht anerkannt und ist weltweit ein Novum. In Deutschland ist es laut Embryonenschutzgesetz gar nicht erlaubt, mit dem Spermia eines toten Mannes ein Kind zu zeugen – egal, ob dieser vorher eine schriftliche Erklärung abgegeben hat. Und aus Ländern wie den USA, wo dies möglich ist, sind nur Einzelfälle bekannt, bisher auch nur von Ehefrauen, die sich mit dem Samen des eigenen Mannes befruchten ließen.

Irit hingegen hat in Israel bereits rund 50 Fälle bei Gericht durchgebracht, mehr als 1000 Menschen haben den „Biological Will“ unterschrieben. Wer will, kann Samen- und Eizellen in einer von 15 Samenbanken in Israel lagern lassen. „Bis 72 Stunden nach dem Tod ist es aber noch möglich, Spermia oder Eizellen zu entnehmen“, sagt Irit.

Das Konzept „Biological Will“ hat Irit bereits vor 13 Jahren entworfen. Damals wurde sie dafür belächelt. Doch ihre Geschichte kursierte in den Medien. 2002 las der Soldat Keivan Cohen in der Zeitung davon und sagte zu seinen Eltern: „Egal was passiert, sorgt dafür, dass ich Kinder haben werde.“ Er ist während eines Einsatzes ums Leben kam, wandten sich seine Eltern an Irit. Es ist der erste Fall dieser Art für die Anwältin.

Doch der Generalstaatsanwalt entschied zunächst dagegen und wollte das Vorgehen sogar verbieten. Irit wurde zum regelmäßigen Gast im Büro des Generalstaatsanwalts – bis er 2007 zustimmte, unter der Bedingung, dass eine bestimmte Frau die Samen-



Chen Shavit mit Ori – Ihr Kind soll die Großeltern kennen.

FOTO: PRIVAT

durchschnittlich 2,96 Kinder, in Deutschland hingegen nur 1,36. Gut vier Prozent aller Geburten zwischen 2009 und 2011 in Israel folgten einer In-vitro-Fertilisation (IVF), also der künstlichen Befruchtung im Reagenzglas. Und diese wird vom Staat großzügig finanziert: Frauen bis 42 Jahre, die noch nicht zwei Kinder haben, können bis zu achtmal eine IVF vornehmen lassen.

Der Fall Eran, Chen und Ori beginnt vor sieben Jahren. Eran, damals 25 Jahre alt, wird bei einem Autounfall schwer verletzt und liegt mehrere Tage im Koma. Die Ärzte geben ihm keine Überlebenschance. Die Eltern wollen sichergehen, dass er eines Tages noch Vater wird. Sie lassen Spermia entnehmen und machen sich auf die Suche nach einer Mutter.

Chen erfährt von ihrer Tante von dem Fall. Die arbeitet auf einer Krankenhausstation, in der sich Frauen künstlich befruchtet lassen. Chen ist 35 und alleinstehend. Sie wollte zwar immer Kinder, eine Samenbank und die damit verbundene Anonymität des Spermies kam allerdings nicht infrage.

spende annimmt und das Kind eigenverantwortung großzieht.

Im November vergangenen Jahres – nach langer Suche nach der passenden Mutter und zahlreichen Versuchen, schwanger zu werden – kam Keivan Cohens erstes Kind zur Welt. Elf Jahre nach seinem Tod. Und nur wenige Monate nach der Geburt von Ori.

Oris Mutter Chen ist froh, dass auch sie sich für diesen Schritt entschieden hat. „Ich bekomme manchmal Anrufe von Frauen, die sich das auch überlegen. Ich ermutige jede dazu.“ Als alleinerziehende Mutter sei es zwar nicht immer leicht. Chen arbeitet in einem Behindertenheim und studiert nebenher Erziehungswissenschaften. „Meine Familie und meine Freunde helfen mir aber sehr und passen manchmal auf Ori auf“, sagt Chen. Alle zwei Wochen besucht sie Erans Eltern. Und wer weiß, vielleicht will Chen irgendwann noch ein zweites Kind. Möglich wäre es: Denn es lagern noch genug von Erans Spermien in einer Samenbank.

